

# Reines Hochdeutsch - reine Mundart?

Autor(en): **Flury, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **19 (1963)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420727>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

seine Verse notfalls einem ihm vertrauten U-Basler vor der Drucklegung noch zur Durchsicht anvertrauen, sofern er es nicht vorzieht, einige Sprossen unter sein eigenes, passables Non-U-Baseldeutsch hinabzusteigen und sich in einem ganz besonders farbigen Rheinhafenarbeiter-Idiom zu versuchen, das auf seine Weise, schnell sich ändernd und stark mit auf Rheinkähnen eingeführten Germanismen durchsetzt, daherblüht. Da ist dann erlaubt, was gefällt; rätselhaft, fremdartig, nicht immer wohlduftende Sumpflumen gedeihen und welken hier in flinker Folge, ranken sich um rotwelsche, jiddische und Gaunerausdrücke aus aller Herren Ländern. Das aber ist schon wieder ein anderes Kapitel, das mit U und Non-U gar nichts mehr gemein hat: jenseits und vielfach auch diesseits der U- oder Non-U-Grenzlinie gilt dieses Idiom als mehr oder weniger beliebter Scherzartikel, den beide Teile gelegentlich wie Curry in ihr angestammtes Dialekt-Menü einstreuen, ob sie nun einen Siegelring mit einem glatten Stein oder einen solchen mit eingeschnittenem Familienwappen tragen, ob sie „e scheene Grueß an Ihr Frau“ oder — allen Ernstes — „e höflici Empfählung an Ihri Frau Gemahlin“ sagen...

Wir haben absichtlich nie und nirgends eine Wertung auch nur von ferne gewagt. Wir haben treu und kühl-unparteiisch versucht, einen überaus interessanten Zustand zu photographieren. Mehr nicht.

#### Jubiläums-Spende

Liebe Leser des „Sprachspiegels“! Unser Verein feiert im kommenden Jahr seinen 60. Geburtstag. Diese Feier wird erhebliche Aufwendungen notwendig machen. Deshalb bitten wir Sie: Benützen Sie den beiliegenden Einzahlungsschein zu einer großzügigen Jubiläumsspende. Wir wissen Ihnen Dank dafür!

## Reines Hochdeutsch — reine Mundart?

*Von Dr. Theodor Flury, Küssnacht*

Diese Forderung ist im „Sprachspiegel“ schon von jeher vertreten worden. Sie entstand aus dem Kampf der Schulmeister gegen die störenden Einflüsse der Mundart, wenn die Schüler hochdeutsch

hätten reden sollen. Man prangerte das dicke Kehlkopf-k, das rauhe ch nach e, i, die Verschleifung der Selbstlaute (Beobachtung, di Alte usw.) an. Man wetterte gegen das Nationalratshochdeutsch, gegen schweizerische Eigentümlichkeiten bei Radiosprechern, man pries die Richtlinien von Siebs und Duden als Vorbild und predigte das Bühnendeutsch. Als dann der Zweite Weltkrieg ausbrach und die schweizerische Öffentlichkeit sich trotzig von der Sprache des Nationalsozialismus unterscheiden wollte, da nahm sich jeder Sprachbeflissene wieder der Mundart an, die in den Schulen kaum gepflegt worden war, und verkündete das Postulat der reinen Mundart.

Aus diesen historischen Schulmeisterbedingungen ist die Forderung nach der zweifachen Reinheit erwachsen: reines Hochdeutsch — reine Mundart. Mit dieser doppelten Forderung ist man gegen alle Angriffe gewappnet und kann sich hüben und drüben vom Rhein sehen lassen. Man muß Hüben und Drüben nur nicht verwechseln! Bei diesem Satz steigen schon erste Bedenken auf: Man darf das Hüben und das Drüben nicht verwechseln; man muß in zwei Sätteln reiten können; man muß zwei Sprachen sprechen können; man muß zwei Gesichter haben; man muß zween Herren dienen. Niemand kann zween Herren dienen, sagt schon die Bibel. Man muß irgendwo stehen und verwurzelt sein und von dieser Statt aus organisch ein Nächstes und ein Übernächstes erobern. Man spricht die eine Muttersprache. Es gibt keine zwiefache Reinheit, es gibt nur die Forderung nach der reinen Muttersprache. In der Muttersprache bildet sich das Sprachgefühl, daserspüren feiner Unterschiede, das Erlauschen des nur Angedeuteten, kurz, das Stilgefühl. Dieses Stilgefühl, das wir in und an der Muttersprache entwickeln, wird uns erst ermöglichen, auch eine Fremdsprache in ihren Schattierungen und Nuancen zu erfassen. — Soweit unsere mehr theoretischen Bedenken. Wie sieht es mit der Forderung nach der zwiefachen Reinheit in der Praxis aus?

Ich rühme mich, ein Schulmeister zu sein. Als solcher stelle ich fest, daß die Mundart unserer Zürcher Stadt- und Halbstadtkinder fast durchweg das ist, was man in England „Slang“ nennt. Die Alltagssprache strotzt von hochdeutschen Wörtern und Wendungen, von Lehnwort aus andern Dialekten. Die Forderung nach einer reinen Mundart ist im Jahre 1963 mehr denn je zuvor ein Traum, der nie erfüllt werden kann. — Warum dem so ist? Viele unserer Kinder haben Eltern, die aus fremdem Mundartgebiet zugezogen sind; sie sprechen zuhause bern- oder baseldeutsch. In vielen Fällen

reden Vater und Mutter verschiedene Dialekte. Oder ein Elternteil ist hochdeutscher oder fremdsprachiger Herkunft. In all diesen Fällen können die Kinder kein ursprüngliches, gewachsenes Verhältnis zur Mundart haben. Sie reden in der Schule die Sprache der Kameraden. Und die Kameraden reden ein mittleres Straßendeutsch, dem jede Eigenart abhanden gekommen ist — abgesehen vielleicht von der Art der Aussprache. Die Laute sind noch am echtesten, nicht aber Wortschatz, Wortbiegung, Wortstellung, Wortverbindung.

Zur Dialektmischung kommt der Einfluß des Hochdeutschen. Unsere Kinder lesen viel, natürlich alles hochdeutsche Bücher. Man greife ein so gutes und so gut übersetztes Buch wie „Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“ von Selma Lagerlöf heraus. Schon hier lernen unsere Kinder, daß „Bub“ auf Hochdeutsch „Junge“ heißt; sie vernehmen, daß man „Harke“ sagt, statt „Rechen“, „voriges Jahr“ statt „letztes Jahr“ oder gar „fern“. Wenn man weiß, wie intensiv Kinder aufnehmen, muß man sich nicht wundern, wenn solche Leseblüten in der Mundart wieder erscheinen.

Angesichts dieser mundartfeindlichen Einflüsse muß man sich schier wundern, daß der Zerfall nicht schon weiter gediehen ist. Das moderne Wirtschaftsleben mit seinen weiträumigen Verpflanzungen und der häufigen Berührung mit Fremdsprachigen ist der Mundart ebenfalls abträglich. Sie ruht noch auf den wenigen einigermaßen sprachbewußten Eltern, die aus Familienüberlieferung gewisse Auswüchse bekämpfen. — Unsere städtischen Schweizerkinder haben jetzt schon eine Muttersprache mit wenig Stil und Eigenart, eine Muttersprache, die nicht mehr allzuviel Sprachgefühl entwickeln kann.

Ein reines Hochdeutsch wird von uns verlangt. Unsere Kinder sprechen es nicht unmittelbar; es muß gelernt werden. Sie lernen's in der Schule. In der Schule bekämpft man das schweizerische dicke ch, den Gebrauch des Perfekts, man verlangt, daß man die Verbindung chs als x ausspreche, nicht als ch-s, man verbietet das überoffene e. Was ist die Folge? Die Kinder sagen folgsam „ich“, „nicht“, „Licht“ mit weichem ch, aber auch „Dach“, „doch“, „Buch“ mit weichem ch. Es braucht etwelche Anstrengung, bis man ihnen begreiflich gemacht hat, daß es zwar „kriechen“ mit weichem ch heißen muß, aber „gekrochen“ mit gut schweizerischem gutturalem ch. Da haben die meisten ein schlechtes Gewissen. — Sie haben bald begriffen, daß es „waxen“ und



„Fux“ heißen muß; aber sie sagen auch „waxam“ und der „Höxte“. „Höxt“ und „näxt“ sind so unausrottbar, daß sie allbereits in die Stadtmundart eingedrungen sind. — Da es im Dialekt heißt „rächt, es brännt, Mäntsch“, sprechen die Kinder (und die Erwachsenen) „recht, brennt, Mensch“ mit ganz hellem, geschlossenem e. — Im Schweizerdeutschen heißt es „er fahrt“ und „ir fahred“. Im Hochdeutschen muß man dafür setzen „er fährt“. Prompt fahren Kinder und Erwachsene fort mit „ihr fährt, ihr stößt, ihr schlägt“ usw. Solche falschen Analogien fände man noch die Menge.

Diese offensichtlichen Fehler lassen sich ja in einem vorgerückteren Stadium sprachlicher Bildung allmählich ausmerzen. Aber das Gefühl: „es muß anders lauten, als uns der Schnabel gewachsen wäre“, dieses Gefühl bestimmt unser Sprechen noch lange. Es ist das typische sprachliche Minderwertigkeitsgefühl des Schweizers. Ein Beispiel davon ist die Verwendung der Verkleinerungssilbe „-lein“. Sie ist zwar hochdeutsch, ist aber auf den süddeutschen Raum eingeschränkt. Die meisten von uns haben sich angewöhnt, ausschließlich die Diminutivendung „-chen“ zu brauchen, wenn das Stammwort nicht zufällig auf -ch endigt. Wir sagen zwar „Bächlein, Bäuchlein, Löchlein“, aber „Häuschen, Häkchen, Hündchen“. Ich habe noch von keinem Schweizer Literaten oder Journalisten im Andenken an Tolstoj von „Mütterlein Rußland“ reden hören, immer vom „Mütterchen“. Nur Dichter dürfen noch „Vöglein“ und „Nestlein“ brauchen. — Die Form: „er hät nüd chöne cho, wil er hät müese go poschte“, lautet hochdeutsch bekanntlich: „er hat nicht kommen können, weil er Besorgungen machen mußte“. Nur Peter Hebel durfte sagen „er hat nicht können kommen, weil er hat müssen einkaufen gehen“. Unsere Stadtkinder sagen tatsächlich schon: „er hät nüd cho chöne, wil er hät go ychaufe müese“! Horribile ausu! — Es braucht einen langen Weg, bis ein geschulter Schweizer wieder ein echtes Perfektum zu schreiben wagt. „Ich sah nichts davon“ klingt ihm immer noch zuverlässiger als „ich habe nichts davon gesehen“.

Die Forderung nach reinem Hochdeutsch heißt bei uns gleichviel wie: möglichst mundartfernes Hochdeutsch. Es liegt auf der Hand, daß norddeutsche Idiomatismen in solcher Sprechweise leicht Eingang finden. Zu solchen norddeutschen Eigentümlichkeiten gehört die adverbiale Verwendung von „hoch“: an jemandem hochspringen, wieder hochkommen, er geht hoch, sich hochziehen, hochklettern, hochkommen usw. Diese Wendungen grassieren schon in

Schulaufsätzen. Norddeutsch ist die Vermeidung der Konjunktiv-Präsens-Formen: er sagt, er *hätte* es nicht gewußt, er *würde* künftig besser aufpassen, er *ginge* ja schon usw. Norddeutsch ist die Form „alleine“. Norddeutsch ist der Bindevokal -e- bei Verben und Substantiven: Tageblatt, Badehose, Badeanstalt, Liegebett. Man stelle nebeneinander: Gemeindsversammlung und Gemeindeversammlung, Aufnahmeprüfung und Aufnahmeprüfung, Gemeinderat und Gemeinderat, Hundshaus und Hundezwinger. An solchen Beispielen ermißt man, wie stark norddeutsche Eigenart in unser Hochdeutsch eindringt.

Wir Schulmeister pflegen uns allzusehr nach Siebs und Duden auszurichten. Bedeutsamer als beide Werke und für die deutsche Sprache entscheidender ist das große deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm. Wenn wir uns an seiner Hand in der deutschen Literatur umsehen, entdecken wir eine Fülle von altvertrauten Wörtern, die wir im Hochdeutschen nicht mehr zu brauchen wagen würden, die aber in klassischer neuhochdeutscher Schriftsprache belegt sind. Ich erinnere an die Zeitadverbien „heuer“ und „fern“. Schon „heuer“ ist uns nicht geheuer — im Widerspiel zu Österreichs Radiosprechern, die es sehr natürlich brauchen; „fern“ scheint uns völlig unerlaubt. Luther aber braucht die Wendung „ferndigen Wein in neue Schläuche füllen“, und Mörike sagt: „Wir haben die ferndigen Lieder gesungen, wir haben die ferndigen Tänze gesprungen, gelungen war es um ein Haar, kommt, liebe Herren, übers Jahr!“ Wir finden in Grimms Wörterbuch auch unser Wort für „Pfote“: „Talpen“ — allerdings in der Vollform, wie sie dem Zürichdeutschen abhanden gekommen ist. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Wir fassen zusammen: die Forderung nach der reinen Mundart ist heute illusorisch; die Forderung nach dem reinen Hochdeutschen führt uns zu einer ungewohnten Sprechweise, die uns leicht affektiert vorkommt. (Das ist vielleicht ein wesentlicher Grund, warum viele gute Schweizer das Hochdeutsche im mündlichen Ausdruck vermeiden, wo immer sie können, selbst wenn sie drum unhöflich werden müßten!) — Nun ist aber mit der Kritik allein noch niemand geholfen. Was soll denn nach dem Gesagten unser sprachliches Ideal sein? Ist das Zürcher „City-Englisch“ wirklich die einzige Lösung?

\*

Es scheint mir ein Gebot sprachlicher Moral zu sein, daß wir zu dem stehen, was wir sind: wir reden deutsch, und zwar einen süd-

deutschen Dialekt, der im Reich draußen nicht ohne weiteres verstanden wird. Wir schämen uns keineswegs, wenn man uns den Schweizer anhört, so wenig wir ihn patzig-tolpatschig hervorheben wollen, so ungefähr, wie der Österreicher und der Berliner ihre Sprache sprechen. Ich glaube, das muß eine Grundforderung sein. — Bevor wir uns über einen weiteren Satz einigen, müssen wir uns aber erst klar werden, was für Bedingungen überhaupt zu unserem Sprechen gehören.

Wenn wir sprechen, so wenden wir uns an ein Gegenüber. Wir wollen so reden, daß der andere uns versteht, sei es, daß wir fragen, antworten oder etwas berichten. Tonfall und Wortwahl, kurz, der ganze Stil paßt sich dem andern an. Man beobachte sich, in welchem Stil wir die gleiche Begebenheit unsern Dienstkameraden, einer Gesellschaft mit viel Frauen, kleinen Kindern oder dem Coiffeur erzählen. Wir ändern nicht nur Wörter, wir ändern alle Akzente. Unter gelassenen, klugen Leuten, die allem Getue abhold sind, beschränken wir uns auf das Wesentliche, lassen die eigene Person aus dem Spiel, wählen die alltäglichen und sachlichen Wendungen. Vor Halbwüchsigen müssen wir das Geschehen möglichst farbig und spannend berichten; es schadet nichts, wenn wir uns eine kleine Heldenrolle andichten, sofern wir spüren, daß die Geschichte geglaubt wird. Vor unserer Liebsten sind wir unwillkürlich bestrebt, uns ins rechte Licht zu rücken, das sentimentale Element wird wichtig. Vor einem überzeugten Gewerkschafter geben wir der Sache einen Stich ins Klassenkämpferische, um mit ihm in gemeinsamem Haß zu schwelgen. — Alle diese Nuancierungen stellen sich ganz unbewußt ein, weil wir einen Menschen vor uns haben, dessen Mienenspiel wir verfolgen, weil unsere Seele und seine Seele ihren gemeinsamen Reigen aufführen. Alles Reden ist ein Kompromiß zwischen meiner Eigenart und deiner Eigenart. Wenn wir etwas überspitzt formulieren, können wir sagen, wir sprechen so mancherlei Stile, als wir Sprechpartner haben. Nur darf man nicht übersehen, daß es Menschen gibt von sehr beweglicher Seele und von starrer Eigenart. Diese reden ausgeprägter, aber einförmiger, jene unselbständiger, aber reichhaltiger.

Nun wähle man sich ein Gegenüber, das nicht Mundart spricht: einen Welschen, der Hochdeutsch kann, oder einen Reichsdeutschen. Auch in diesem Fall ist unsere seelische Einstellung zu ihm maßgebend. Je nachdem schlagen wir einen herzlichen, einen förmlichen oder einen feindseligen Ton an. Im Falle offizieller Förmlichkeit befließen wir uns wohl des reinsten, des nördlichsten

Hochdeutschen, damit wir uns nichts vergeben. In beiden andern Fällen entschlüpfen uns leicht mundartgetönte Wendungen, je nachdem derber oder gemüthlicher Art. Auch unser „dialekthochdeutscher“ Sprechstil wird von unserem Gegenüber mitbestimmt. Einen weiteren Einfluß auf unsern Stil hat der Inhalt des zu Sagenden. Ein Märchen verlangt einen mundartnäheren Stil als eine literarische Abhandlung. Man lese sich einmal eine Gotthelf-Novelle vor und nachher ein Rilke-Gedicht! Mit Fug und Recht bemühen wir uns beim Vortrag einer Partie aus der Iphigenie, so schön als möglich zu sprechen. Was heißt aber „schön“? Das Bühnendeutsch mag das richtige Deutsch sein, aber noch längst nicht das schönste Deutsch. Zum schönen Sprechen gehört ein Herzensklang, ein Erleben des Geschehens sowohl als der Laute. Der Wohlklang eines Diphthongs, die Bedeutung eines klaren, gerollten r, das Erlebnis des Übergangs von s zu sch (ausschlagen) usw. sind künstlerische Stilelemente, die unsere Sprache bestimmen. Das künstlerische Sprechen steht jenseits der Frage Mundart — Hochdeutsch, es ist eine Frage des Spracherlebens und der Sprachschönheit. Auch Mundart kann künstlerisch hochwertig gesprochen werden.

\*

Nach unseren Ausführungen kann unser Postulat demnach nicht mehr lauten: Reines Hochdeutsch — reine Mundart; wir müssen vielmehr gut deutsch können. Wir müssen das Deutsche in seinen Schattierungen beherrschen. Zum Deutschen gehört unsere Mundart, die banale so gut wie die gehobene, gehört die mundartgebundene Hochsprache, die wir im öffentlichen Verkehr unter Schweizern brauchen, und gehört das literarische Bühnendeutsch. Es ist ein Fluch und eine Sünde, daß wir zwischen Mundart und Hochdeutsch eine Scheidewand aufrichten. Die Schriftsprache ist ein Abstraktum, das nach Jakob Grimm aus den Mundarten des ganzen Sprachgebiets genährt und belebt wird. Warum sollen ausgerechnet wir, die wir noch eine verhältnismäßig ausgeprägte Mundart reden, sie verleugnen? Wir Schweizer haben ein Mißtrauen gegen unser eigenes Sprechen, das soweit führt, daß wir nichts so leichten Herzens verraten wie unsere Sprache. Lieber bedienen wir uns des Französischen, Englischen, Sprachen, die zu beherrschen wir stolz sind. Aber Deutsch können wir schlecht, weil wir nicht wagen, schweizerisch zu reden. Wie aber reißen wir diese künstliche Scheidewand wieder ein?

Was für einen Weg können wir finden zu einem Deutsch, das gleichzeitig schweizerisch und hochdeutsch ist?

Dazu bedarf es steter Übung. Versuchen wir bei allem, was wir hochdeutsch sagen wollen, innerlich die schweizerdeutsche Wendung mitklingen zu lassen. Wir werden erstaunliche Feststellungen machen. „Der Regierungsrat des Kantons Solothurn beschloß, einen zweiten Umschulungskurs für Berufsleute zur Ausbildung von zusätzlichen Primarlehrern durchzuführen“. In einer mittelmäßigen Mundart gedacht, würde der Satz etwa so lauten: „De Solothurner Regierigsrat hät bschlosse, er well en zwäite Umschueligskurs für Bruefslüüt yrichte, zum mee Primarlehrer uus-bilde“. Ergibt: „Der Regierungsrat von Solothurn hat beschlossen, er wolle einen zweiten Umschulungskurs für Berufsleute einrichten, um mehr Primarlehrer auszubilden“. Der Unterschied ist nicht sehr groß, aber charakteristisch. Oder: „Auf dem Fahrplan der britischen Entkolonialisierung ist die Selbstverwaltungskolonie Malta eines der nächsten in die Unabhängigkeit entlassenen Gebiete“. „D Ängländer wänd bekanntli iri Kolonie la sälbständig wärde. Di nööchscht uf em Programm wäär Malta, wo sich hüt scho sälber verwaltet“. Ergibt: „Bekanntlich wollen die Engländer ihre Kolonien selbständig werden lassen. Die nächste, die vorgesehen ist, wäre Malta, ein Gebiet, das sich heute schon selber verwaltet“.

Es ist klar, daß dieser Grundsatz um so schwerer anzuwenden ist, je mehr wir uns ins Gebiet des Rechtswesens, der exakten Wissenschaften, der Mathematik vorwagen. Die reine Abstraktion hat natürlich ihren Platz so gut wie die sinnengebundene Sprache. Jene aber hat die Gemeinschaft mit der Mundart völlig verloren und wäre mithin (um dieses edle norddeutsche Wort zu brauchen) die letzte Stufe, die ein Schweizer, der von der Mundart ausgeht, zu erklimmen hat.

Mein Rößlein strebt dem Stall zu. Die Reise war ohnehin länger als vorgesehen. Fassen wir das Ergebnis unserer Ausführungen nochmals zusammen: Unser sprachliches Ideal darf nicht lauten: Reines Hochdeutsch — reine Mundart. Es muß vielmehr heißen: Ein gutes und reichhaltiges Deutsch, das von der Mundart aufwächst bis zu den fernen Zonen philosophischer Abgezogenheit.